

WUNDERLICH

Leseprobe aus:

Philip Kerr

Die Adlon Verschwörung



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

KAPITEL 1

Es war so ein Lärmen, wie man es aus der Ferne vernimmt und zunächst nicht einordnen kann: ein schmutziger Frachtdampfer, der die Spree hinunterstampft, das Schnaufen einer rangierenden Lok unter dem großen Glasdach des Anhalter Bahnhofs, der ungeduldige Odem eines gewaltigen Untiers – als wäre einer der steinernen Dinosaurier des Berliner Zoos zum Leben erwacht und rumpelte nun die Wilhelmstraße entlang. Was auch immer, der Lärm klang viel zu mechanisch, um menschlich zu sein, um gar wie Musik zu klingen. Da tönnten laut die Becken und klingelnden Glockenspiele, und dann endlich sah ich sie – eine Abteilung Soldaten marschierte durch die Straße, als wollte sie den Straßenbelag feststampfen. Allein von diesem Anblick taten mir bereits die Füße weh. Sie kamen die Straße entlang, präzise Bewegungen, die Mauerkarabiner links geschultert, die muskulösen rechten Arme mit der Exaktheit eines Pendels zwischen Ellbogen und adlerverzierter Gürtelschnalle hin und her schnellend, die mit grauem Stahl behelmten Köpfe hoch erhoben und die Gedanken – vorausgesetzt, sie hatten welche – ganz beim Volk, beim Reich, beim Führer – bei Deutschland!

Menschen blieben stehen und gafften und salutierten dem Fahnen schwingenden Verkehrshindernis – der Bestand eines kompletten Kurzwarenladens aus rotem, schwarzem und weißem Vorhangstoff war hier verarbeitet worden.

Andere Passanten kamen herbeigerannt, um sich dem Auflauf

mit patriotischer Begeisterung anzuschließen. Kinder wurden auf breite Schultern gehoben oder schlüpfen zwischen Polizistenbeinen hindurch, um nur ja nichts zu versäumen. Einzig der Mann direkt neben mir wirkte alles andere als begeistert.

«Merken Sie sich meine Worte», sagte er. «Dieser schwachsinnige Idiot Hitler plant allen Ernstes einen weiteren Krieg mit England und Frankreich. Als hätten wir beim letzten nicht schon genug Männer verloren. All dieses Hin-und-her-Marschieren macht mich ganz krank! Es mag ja sein, dass Gott den Teufel erfunden hat, aber Österreich verdanken wir den Führer.»

Der Mann, der diese Worte sagte, hatte ein Gesicht wie der Prager Golem und einen fassförmigen Leib, der auf einen Bierwagen gehörte. Er trug einen kurzen Ledermantel und eine Schirmmütze, die direkt aus seiner Stirn zu wachsen schien. Seine Ohren waren so groß wie die eines indischen Elefanten, sein Schnurrbart erinnerte an eine Klobürste, und seine Kinne waren so zahlreich wie Eulen in Athen. Schon bevor er seinen Zigarettenstummel in Richtung der Blechkapelle schnippte und die Basstrommel traf, hatte sich eine Lücke um diesen unbesonnenen Kommentator herum aufgetan, als wäre er der Überträger einer ansteckenden, tödlichen Krankheit. Niemand wollte in seiner Nähe sein, wenn sich die Gestapo daranmachte, diesen Mann von seiner vermeintlichen Krankheit heilen zu wollen.

Ich wandte mich ebenfalls ab und ging rasch die Hedemannstraße hinunter. Es war ein warmer Tag gegen Ende September, an dem ein Wort wie «Sommer» mich an etwas Kostbares denken ließ, etwas Kostbares, das wir bald verlieren würden. Genau wie «Freiheit» oder «Gerechtigkeit». Heute skandierte jeder an jeder Ecke «Deutschland erwache!», während ich das Gefühl hatte, dass wir mit beinahe traumwandlerischer Sicherheit auf eine schreckliche Zukunft zusteuerten. Allerdings wäre ich nicht so dumm gewesen, derartige Befürchtungen öffentlich zu äußern – ganz bestimmt nicht, wenn Fremde zuhörten. Ich hatte meine Prinzipien, zugegeben – doch ich hatte auch noch all meine Zähne im Mund.

«He, Sie da!», sagte eine Stimme hinter mir. «Warten Sie! Ich will mit Ihnen reden.»

Ich ging weiter, als hätte ich nichts gehört. Ich kam bis zur Saarlandstraße – die Königgrätzer Straße geheißen hatte, bevor die Nazis beschlossen hatten, dass wir alle eine ständige Mahnung an die Ungerechtigkeiten des Vertrages von Versailles und der Beschlüsse des Völkerbunds brauchten –, da holte mich der Typ ein.

«Haben Sie mich nicht gehört?», fragte er, indem er mich an der Schulter packte, herumdrehte, gegen eine Litfaßsäule drückte und mir eine bronzene Marke unter die Nase hielt. Schwer zu erkennen, ob er tatsächlich zur Staatspolizei gehörte, doch nach allem, was ich über Hermann Görings neue Preußische Polizei wusste, trugen nur die unteren Dienstgrade bronzefarbene Bieruntersetzer mit sich herum. Außer uns beiden war niemand auf dem Bürgersteig, und die Litfaßsäule schirmte uns vor neugierigen Blicken aus vorbeifahrenden Fahrzeugen ab. Nicht, dass viel Reklame auf der Säule geklebt hätte – neuerdings bestand Werbung nur aus irgendwelchen Schildern, die einem Juden sagten, wohin er nicht treten durfte.

«Nein, ich habe Sie nicht gehört», antwortete ich.

«Der Mann vorhin, der in diesem Ton über den Führer gesprochen hat. Sie müssen ihn gehört haben. Sie haben direkt neben ihm gestanden.»

«Ich kann mich nicht erinnern, dass er irgendetwas über den Führer gesagt hätte», antwortete ich. «Ich habe der Musik der Marschkapelle gelauscht.»

«Und warum sind Sie dann plötzlich weggegangen?»

«Weil mir plötzlich wieder eingefallen ist, dass ich eine Verabredung habe.»

Die Miene des Polizisten verdunkelte sich. Kein freundliches Gesicht. Er hatte tiefliegende Augen, einen schmallippigen, arroganten Mund und ein ziemlich spitzes Kinn. Es war ein Gesicht, das den Tod nicht zu fürchten brauchte, weil es schon lebendig aussah wie ein Totenschädel. Hätte Goebbels einen älteren und noch

fanatischeren Nazibruder gehabt, er hätte vielleicht ausgesehen wie der Kerl vor mir.

«Ich glaube Ihnen nicht», sagte er – und indem er ungeduldig mit den Fingern schnippte, fügte er hinzu: «Ihren Ausweis bitte.»

Das «Bitte» mochte höflich klingen, doch ich wollte ihm meinen Ausweis trotzdem nur ungern zeigen. Der achte Abschnitt auf der zweiten Seite gab Auskunft über meinen erlernten und meinen ausgeübten Beruf, und weil ich nicht mehr Polizeibeamter war, sondern Hotelangestellter, hätte ich ihm auch gleich sagen können, dass ich die Nazis nicht mochte und nichts mit ihnen zu tun haben wollte. Schlimmer noch – ein Mann, der aus der Berliner Kriminalpolizei entlassen worden war wegen seiner Loyalität gegenüber der alten Weimarer Republik, würde natürlich auch weghören, wenn sich jemand abfällig über den Führer äußerte. Auf der anderen Seite wusste ich auch, dass der Kerl mich möglicherweise verhaften würde, nur um mir den Tag zu verderben, und das konnte schnell mit zwei Wochen in einem Konzentrationslager enden.

Er schnippte erneut mit den Fingern und wandte den Blick jetzt beinahe gelangweilt ab. «Kommen Sie schon, machen Sie voran – ich habe nicht den ganzen Tag Zeit.»

Ich biss mir auf die Unterlippe, wütend darüber, erneut herumgeschubst zu werden, nicht nur von diesem kadavergesichtigen Schmiermichel, sondern von dem ganzen verdammten Nazistaat. Ich war bereits gezwungen worden, meinen Beruf als Kriminalbeamter im gehobenen Dienst zu quittieren – einen Beruf, den ich geliebt hatte –, und man behandelte mich wie einen Paria, weil ich an der alten Republik festhielt. Das republikanische System hatte viele Schwächen gehabt, keine Frage, doch wenigstens war es ein demokratisches gewesen. Seit dem Zusammenbruch der Weimarer Republik war Berlin, meine Geburtsstadt, nicht mehr wiederzuerkennen. Früher der liberalste Ort der Welt, war die Stadt heute wie ein einziger Exerzierplatz. Diktaturen sehen immer nur so lange hübsch aus, bis jemand anfängt, einen herumzukommandieren.

«Sind Sie taub, Mann? Zeigen Sie mir Ihren verdammten Ausweis!» Der Polizeibeamte schnippte erneut mit den Fingern.

Langsam wurde ich wütend. Ich griff mit der linken Hand in meine Jackentasche, als wollte ich den Ausweis hervorholen, wobei ich mich gerade weit genug von ihm wegdrehte, damit er nicht sah, dass ich die Rechte zur Faust ballte. Und als ich diese Faust in seinem Unterleib versenkte, gab ich mein gesamtes Körpergewicht in diesen Schlag.

Treffer. Es raubte ihm die Luft, und er kippte mir vornüber in die Arme. Wenn so ein Schlag ins Schwarze trifft, dann bleibt der Typ eine ganze Weile außer Gefecht. Ich hielt den bewusstlosen Kerl für einen Moment, dann bugsierte ich ihn vor mir her durch die Drehtür des Hotels Deutscher Kaiser. Meine Wut war unterdessen der schieren Panik gewichen.

«Ich glaube, dieser Mann hat einen Anfall erlitten oder so was», sagte ich zu dem stirnrunzelnden Türsteher und ließ den Schmiermichel in einen Ledersessel gleiten. «Wo sind die Telefone? Ich rufe gleich einen Krankenwagen.»

Der Portier deutete in Richtung eines Korridors um die Ecke hinter dem Empfangsschalter.

Ich lockerte dem Bewusstlosen demonstrativ die Krawatte und tat, als ginge ich zu den Telefonzellen, doch sobald ich um die Ecke war, schlüpfte ich durch eine Personaltür, eilte eine Treppe hinunter und verließ schließlich das Hotel durch die Küche. Ich kam in einer Seitengasse heraus, die in die Saarlandstraße mündete, und hastete von dort aus weiter Richtung Anhalter Bahnhof. Ich überlegte kurz, ob ich in einen Zug springen sollte, dann sah ich den U-Bahn-Tunnel, der den Bahnhof mit dem Excelsior verband, Berlins zweitbestem Hotel. Niemand würde auf die Idee kommen, dort nach mir zu suchen, wo mir hier doch ganz offensichtlich zahlreiche Fluchtrouten zur Verfügung gestanden hätten. Abgesehen davon verfügte das Hotel Excelsior über eine ganz ausgezeichnete Bar. Kaum etwas macht einen Mann durstiger als eine Prügelei mit einem Polizisten.

KAPITEL 2

Ich ging geradewegs in die Bar, orderte einen doppelten Korn und kippte ihn hinunter, als hätten wir Mitte Januar.

Im Excelsior war überall Polizei, doch der einzige Beamte, den ich kannte, war der Hausdetektiv Rolf Kuhnast. Vor der Säuberung von 1933 hatte Kuhnast bei der Politischen Polizei in Potsdam gearbeitet und wäre inzwischen sicherlich bei der Gestapo gewesen, hätte es nicht zwei Gründe gegeben, die dagegen sprachen. Einer war, dass Kuhnast im April 1932 eine Gruppe von Beamten angeführt hatte, die, um einen Staatsstreich durch die Nazis zu vereiteln, mit der Verhaftung des SA-Führers Graf Helldorf beauftragt gewesen war. Der zweite war, dass Helldorf inzwischen der Polizeipräsident von Potsdam war.

«Guten Tag, Kuhnast», begrüßte ich ihn.

«Bernie Gunther. Was führt den Hausdetektiv des Adlon ins Hotel Excelsior?»

«Ach, ich vergesse immer wieder, dass das Excelsior ein Hotel ist. Ich bin eigentlich gekommen, um eine Zugfahrkarte zu kaufen.»

«Sie sind wirklich ein Witzbold, Gunther. Waren Sie schon immer.»

«Ich würde ja selbst lachen, wenn hier nicht so viel Polizei wäre. Was hat das zu bedeuten? Ich weiß ja, dass das Excelsior der Lieblingsladen der Gestapo ist, aber normalerweise sind sie diskreter. Hier laufen Kerle rum, die aussehen, als wären sie direkt aus dem Neandertal gekommen. Auf Händen und Füßen.»

«Wir haben einen sehr bedeutenden Gast», erklärte Kuhnast. «Ein amerikanisches Mitglied des Olympischen Komitees wohnt in unserem Haus.»

«Ich dachte, das offizielle olympische Hotel wäre der Kaiserhof?»

«Ist auch so. Aber es gab eine Änderung in letzter Minute, und der Kaiserhof konnte den Gast nicht einquartieren.»

«Dann ist das Adlon schätzungsweise ebenfalls voll.»

«Woher soll ich das wissen, Gunther?», sagte Kuhnast. «Nur zu, gehen Sie mir auf die Nerven. Diese Gestapo macht mir hier schon das Leben schwer, und es hat mir gerade noch gefehlt, dass ein Klugscheißer aus dem Adlon mir die Krawatte richten will.»

«Ich will Sie doch gar nicht schikanieren, Kuhnast. Ehrlich nicht. Hören Sie, was halten Sie davon, wenn ich Sie zu einem Korn einlade?»

«Ich bin überrascht, dass Sie sich das leisten können, Gunther.»

«Ich hätte nichts dagegen, selbst eingeladen zu werden. Ein Hausbulle leistet keine gute Arbeit, wenn er nicht etwas gegen den Barmann in der Hand hat. Kommen Sie irgendwann mal im Adlon vorbei, und ich zeige Ihnen, welch ein Menschenfreund unser Barmann sein kann, wenn er mit den Fingern in der Kasse erwischt wurde.»

«Otto? Das glaube ich nicht!»

«Müssen Sie auch nicht, Kuhnast. Aber Frau Adlon glaubt es, und sie ist nicht so verständnisvoll wie ich.» Ich bestellte mir einen weiteren Korn. «Kommen Sie, trinken Sie einen mit. Ich brauche einen kräftigen Schluck, um mich zu beruhigen, nach dem, was ich vorhin erlebt habe.»

«Was ist denn passiert?»

«Lassen Sie's gut sein, Kuhnast. Sagen wir, Bier reicht nicht aus.»

Ich kippte meinen zweiten Korn dem ersten hinterher.

Kuhnast schüttelte den Kopf. «Ich würde ja gerne, Gunther, aber

Herr Elschner wird ungehalten, wenn ich nicht darauf achte, dass diese Nazibastarde nicht unsere Aschenbecher klauen.»

Dass er vor mir so offen sprach, lag wohl daran, dass er bestens informiert war über meine eigene republikanische Gesinnung. Dennoch blieb er vorsichtig und führte mich zunächst aus der Bar und durch die Empfangshalle in den gegenüberliegenden Palmenhof. Hier war es ungefährlicher, frei zu reden, niemand konnte uns belauschen, weil im Hintergrund das Orchester des Excelsior spielte. Wollte man nicht augenblicklich verhaftet werden, konnte man dieser Tage in Deutschland nur über das Wetter reden.

«So, so», sagte ich. «Die Gestapo ist also hier, um irgendeinen Ami zu schützen?» Ich schüttelte den Kopf. «Ich dachte, Hitler mag die Amis nicht.»

«Dieser spezielle Ami unternimmt eine Tour durch Berlin, um zu entscheiden, ob die Stadt sich in zwei Jahren als Austragungsort der Olympischen Spiele eignet.»

«Westlich von Charlottenburg gibt es zweitausend Arbeiter, die den starken Eindruck haben, dass die Spiele bereits stattfinden.»

«Es scheint, dass viele Amerikaner dafür sind, wegen der antisemitischen Haltung unserer Regierung, die Olympiade in Deutschland zu boykottieren. Der Ami ist hier, um festzustellen, ob in Deutschland jüdische Mitbürger diskriminiert werden.»

«Ich muss sagen, ich bin überrascht, dass er dafür in einem Hotel absteigen musste.»

Rolf Kuhnast erwiderte mein Grinsen. «Nach allem, was ich gehört habe, ist es eine bloße Formalität. Zurzeit ist er oben in einem unserer Veranstaltungsräume und studiert die Faktenlage, das heißt die Dokumente, die das Propagandaministerium für ihn zusammengestellt hat.»

«Ah, diese Fakten. Wir wollen ja nicht, dass irgendjemand einen falschen Eindruck von Hitler-Deutschland bekommt, oder? Es ist schließlich nicht so, dass Sie oder ich irgendwas gegen die Juden in dieser Stadt hätten. Es ist nur so, dass die Stadt von ganz bestimmten Leuten regiert wird.»

Es fiel mir schwer, wie der Amerikaner die antijüdischen Maßnahmen der neuen Regierung zu ignorieren – überall in der Stadt gab es so zahlreiche ungeheuerliche Beispiele. Nur ein Blinder konnte die derben Zeichnungen auf den Titelseiten der Naziblätter übersehen, die Davidsterne auf den Schaufenstern von Geschäften in jüdischem Besitz und die «Nur für Deutsche!»-Schilder an den Eingängen zu den öffentlichen Anlagen und Parks – ganz zu schweigen von der realen Angst in den Augen eines jeden Juden im «Vaterland».

«Brundage – das ist der Name des Amis ...»

«Klingt irgendwie deutsch ...»

«Er spricht kein Wort unserer Sprache», sagte Kuhnast. «Solange er keinen englisch sprechenden Juden begegnet, sollte alles glattlaufen.»

Ich sah mich im Palmenhof um.

«Wieso? Besteht denn die Gefahr, er könnte so etwas tun?»

«Ich wäre überrascht, wenn im Umkreis von hundert Metern um dieses Haus auch nur ein einziger Jude zu finden wäre – Brundage bekommt hohen Besuch ins Excelsior.»

«Doch wohl nicht vom Führer?»

«Sein dunkler Schatten.»

«Der Stellvertreter des Führers kommt ins Excelsior? Hoffentlich haben Sie die Toiletten gereinigt.»

Unvermittelt unterbrach das Orchester sein Stück und stimmte die Nationalhymne an. Die Hotelgäste sprangen von ihren Plätzen auf, ihre ausgestreckten rechten Arme zeigten in Richtung Eingangshalle. Mir blieb gar keine andere Wahl, als es ihnen gleichzutun.

Und tatsächlich, umgeben von seiner SA-Leibwache und Gestapo-Schergen kam Rudolf Heß in der braunen Uniform der SA in das Hotel marschiert. Er hatte ein grobes Gesicht, das an eine Fußmatte erinnerte, aber irgendwie weniger einladend war. Er war mittelgroß und schlank mit dunklem, lockigem Haar und einer transsilvanischen Stirn, den tiefliegenden Augen eines Werwolfs und einem Mund mit Lippen, die so schmal waren wie Rasiermesser. Indem

er unsere patriotische Begrüßung flüchtig erwiderte, durchquerte er die Halle und polterte zwei Stufen auf einmal nehmend die Treppe hinauf. Mit seiner beflissenen Ausstrahlung erinnerte er mich an einen Schäferhund, der von seinem ostmärkischen Herrn von der Leine gelassen worden war, um dem Amerikaner vom Olympischen Komitee die Hand zu lecken.

Wie es der Zufall wollte, würde mir ein ähnliches Schicksal blühen. Auch ich würde jemandem die Hand lecken müssen – und zwar die Hand eines dieser Gestapo-Typen.

KAPITEL 3

Als Hausdetektiv des Adlon wurde von mir erwartet, dass ich Diebesgesindel und Mordbuben den Zugang zum Hotel verwehrte. Doch das konnte sich als schwierig erweisen, wenn die Diebe und Mörder Parteioffizielle der Nazis waren. Einige, beispielsweise Wilhelm Frick, der Reichsminister des Inneren, hatten sogar eine Gefängnisstrafe abgesessen. Das Ministerium befand sich Unter den Linden, gleich um die Ecke vom Adlon, und Frick, ein echter bayrischer Dickschädel mit einer Warze im Gesicht und einer Freundin, die zufällig die Ehefrau eines prominenten Nazi-Architekten war, ging im Hotel ein und aus. Seine Freundin wahrscheinlich auch.

Genauso schwierig für einen Hoteldetektiv war die starke Fluktuation beim Personal, wo ehrliche, hart arbeitende Menschen, die zufällig Juden waren, durch Leute ausgetauscht wurden, die sich als sehr viel weniger ehrlich und fleißig erwiesen, aber dafür zumindest deutscher aussahen.

Ich hielt mich größtenteils aus diesen Dingen heraus, doch als meine Kollegin meinte, im Adlon kündigen und Berlin verlassen zu müssen, fühlte ich mich verpflichtet, ihr zu helfen.

Frieda Bamberger war mehr als eine alte Freundin. Von Zeit zu Zeit waren wir ein Liebespaar, aus Bequemlichkeit, was nur eine hübsche Umschreibung dafür war, dass wir gerne miteinander ins Bett gingen und nicht mehr voneinander wollten – schließlich hatte sie einen Ehemann in Hamburg, von dem sie getrennt lebte. Frieda war eine olympische Fechterin und Jüdin, und allein aus diesem

Grund war sie im November 1933 aus dem Berliner Fechtclub ausgeschlossen worden. Ein ähnliches Schicksal, wie es nahezu jedem Juden in Deutschland widerfahren war, der in einem Turn- oder Sportverein war. Im Sommer 1934 erging es einem Juden in Deutschland ähnlich wie einem Kind in Grimms schauerlichem Märchen, das sich in einem Wald verlief, wo hungrige Wölfe lauerten.

Nicht, dass Frieda glaubte, die Situation in Hamburg wäre besser als in Berlin, doch sie hoffte, dass die Diskriminierung, die sie hier in Berlin erdulden musste, dort erträglicher wäre, weil ihr Mann nicht jüdisch war.

«Hör zu», hatte ich zu ihr gesagt. «Ich kenne jemanden bei der Gestapo, der im Judenreferat arbeitet. Einen ehemaligen Kollegen aus meiner Zeit am Alex. Ich habe ihn einmal für eine Beförderung vorgeschlagen, deswegen schuldet er mir noch einen Gefallen. Ich besuche ihn und rede mit ihm; mal sehen, was wir tun können.»

«Du kannst nicht ändern, wer ich bin, Bernie», antwortete sie.

«Vielleicht nicht, wer du bist, aber vielleicht das, was andere über dich sagen.»

Zum damaligen Zeitpunkt wohnte ich in der Schlesischen Straße, im Osten der Stadt. Am Tag meines Termins bei der Gestapo war ich in die U-Bahn gestiegen, nach Westen bis zum Halleschen Tor gefahren und von dort aus zu Fuß weiter in die Wilhelmstraße gegangen – und hatte mir bei dieser Gelegenheit den Ärger mit dem kadavergesichtigen Schmiermichel vor dem Hotel Deutscher Kaiser eingefangen. Von meinem vorübergehenden Zufluchtsort im Excelsior bis zum Gestapo-Hauptquartier in der Prinz-Albrecht-Straße 8 war es nur ein Katzensprung. Das Gebäude sah weniger wie die Zentrale der neuen deutschen Geheimen Staatspolizei aus als vielmehr wie ein elegantes Hotel aus wilhelminischen Tagen, ein Eindruck, der durch das direkt benachbarte ehemalige Hotel Prinz Albrecht (in dem inzwischen die «Reichsführung ss» untergebracht war) noch verstärkt wurde.

Nur wenige Passanten waren in der Prinz-Albrecht-Straße zu sehen, nur derjenige, der unbedingt musste, ging durch diese Stra-

ße. So wie ich, der ich gerade erst einen Beamten niedergeschlagen hatte. Vielleicht dachte ich deshalb, dass dies der letzte Ort wäre, an dem jemand nach mir suchen würde.

Mit den bemerkenswerten Balustraden, den hohen Gewölbedecken und einer Treppe so breit wie Eisenbahngleise sah die Gestapo-Zentrale wie ein Museum aus, ganz gewiss nicht nach Geheimpolizei – oder vielleicht nach einer Abtei, deren Mönche in schwarzen Ledermänteln herumliefen und Freude daran hatten, Menschen Schmerzen zuzufügen, bis sie ihre Sünden gestanden. Ich betrat das Gebäude und näherte mich einer uniformierten, nicht unattraktiven jungen Frau am Empfang, die mich eine Treppe hinaufbrachte, wir bogen um eine Ecke und gelangten zur Sektion II.

Als ich meinen alten Bekannten sah, lächelte ich erfreut und winkte ihm zu, bis zwei Frauen aus dem Schreibzimmer die Köpfe hoben und mich mit einem halb belustigten, halb überraschten Blick fixierten – als hätte ich mich mit meinem Verhalten der Lächerlichkeit preisgegeben und als wäre ich völlig fehl am Platz. Ihre Überraschung war kaum gespielt – die Gestapo mochte erst seit achtzehn Monaten existieren, doch sie hatte sich bereits einen furchterregenden Ruf erworben, weshalb ich ja so nervös war und erfreut lächelte beim Anblick von Otto Schuchardt. Er winkte nicht zurück. Er lächelte auch nicht. Schuchardt war nie eine Stimmungskanone gewesen, doch ich war ziemlich sicher, dass ich ihn hin und wieder lachen gehört hatte, als wir noch Kollegen am Alex gewesen waren. Andererseits – vielleicht hatte er nur gelacht, weil ich sein Vorgesetzter gewesen war, und während wir uns jetzt die Hände schüttelten, dachte ich bereits, dass es ein Fehler gewesen war herzukommen und dass der fleißige junge Beamte, an den ich mich erinnerte, aus dem gleichen Stoff gemacht war wie die Balustraden und das Treppenhaus hinter der Sektionstür. Er reicht mir die Hand, die kalt war wie Eisen.

Schuchardt war ein attraktiver Mann, wenn man Männer mit weißblonden Haaren und hellblauen Augen attraktiv findet. Ich

war selbst blond und blauäugig und betrachtete ihn als eine Art verbesserte Nazi-Version meiner selbst. Ein Herrenmensch und nicht ein bemitleidenswerter Fritz mit einer jüdischen Freundin. Andererseits war Frieda ein ziemlich großzügiger Trostpreis.

Schuchardt führte mich in sein kleines Büro und schloss die Tür mit der großen Milchglasscheibe hinter uns. Wir waren allein mit einem kleinen Holzschreibtisch, einem ganzen Panzerverband von Aktenschränken und einem hübschen Ausblick auf den Garten hinter dem Gestapo-Hauptquartier, wo ein Gärtner sich geflissentlich um die Blumenbeete beugte.

«Kaffee?»

«Gerne.»

Schuchardt steckte einen Tauchsieder in einen Becher mit Leitungswasser. Er schien sich über mein Auftauchen zu amüsieren, denn sein falkenartiges Gesicht zeigte einen Ausdruck, als hätte er zum Frühstück mehrere Spatzen verspeist.

«So, so, so», sagte er. «Bernie Gunther. Ist eine Weile her ... zwei Jahre, wie?»

«Kann schon sein.»

«Arthur Nebe ist auch hier. Er ist stellvertretender Sektionschef. Ich wage zu behaupten, dass noch einige andere Leute hier arbeiten, die Sie kennen. Ich persönlich habe ja nie verstanden, warum Sie die Kripo verlassen haben.»

«Ich hielt es für besser zu gehen, bevor ich rausgeworfen wurde.»

«Da irren Sie sich aber gewaltig, denke ich. Die Partei bevorzugt herausragende Kriminalisten, wie Sie einer sind, gegenüber den Mitläufern, die auf den fahrenden Zug aufgesprungen sind und verborgene Motive haben.» Sein rasiermesserscharfer Nasenrücken legte sich in missvergnügte Falten. «Abgesehen davon haben wir immer noch eine Reihe von Beamten bei der Kripo, die der Partei nicht beigetreten sind. Sie werden gerade dafür respektiert. Ernst Gennat ist so ein Beispiel.»

«Vermutlich haben Sie recht.» Ich hätte all die guten Kripo-Be-